

Leseprobe aus:

Moritz Baumstieger
Sülze hilft gegen alles außer Heimweh



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Moritz Baumstieger

**Sülze hilft
gegen alles außer
Heimweh**

Wie mir mein Metzger die Welt erklärte

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Zugegeben, ein Schnitzel ist mir meistens lieber als seine Beilage. Aber ich hatte sicher nicht vor, den Rest meines Lebens Schweine von ihren Haxen zu trennen.

Genau das tat Karl nämlich gerade. Er führte mich zur Kühlkammer und öffnete ihre Tür aus Edelstahl. ... Mit weit ausladenden Schritten ging er hinein und nahm eine große Kuchenform aus dem Regal. In ihr schwammen Fleischstücke in Fensterkitt, außerdem allerlei buntes Beizwerk. Während ich eine Kiste mit Würsten für den Verkauf hochhob, drückte er die Form an seine Brust. «Sülze hilft gegen alles, Bürscherl», sagte er und wiegte das Fleisch-Fensterkitt-Baby zärtlich in den Armen. «Außer gegen Heimweh. Dagegen hilft nur, eine neue Heimat zu finden.»

Moritz Baumstieger, geboren 1982, studierte Politik- und Islamwissenschaften in Köln und besuchte danach die Deutsche Journalistenschule. Seine erste journalistische Station war jetzt.de der Süddeutschen Zeitung. Heute lebt er in München und schreibt als freier Journalist u. a. für die Süddeutsche Zeitung, Stern, Neon und jetzt.de.

Kapitel 1

Obacht, Bürscherl!»

Das erste Anzeichen, dass die Dinge bald in Bewegung geraten, ist meist ein kleines. Erst im Rückblick wird klar, dass es genau jener Moment war, in dem alles in eine andere Richtung zu rutschen begann.

Dieses kleine Zeichen war in meinem Fall eine Warnung des Mannes mit dem Kittel und der interessanten Haartracht. Seine Haare waren weiß und zauselig, über der Mitte seines Kopfes wurden sie schon etwas lichter, an den Seiten wuchsen sie dafür umso wilder nach oben. Der Mann erinnerte in seinem Kittel etwas an einen Albert Einstein, der bei einem Experiment gerade aus Versehen an ein Stromkabel gefasst hatte.

In Bewegung gerieten in meinem Fall 50 Kilo kaltes Schweinefleisch. Sie rutschten zunächst nur wenig, etwa einen Zentimeter von meiner linken Schulter.

«Obacht, Bürscherl!», rief der alte Mann noch einmal. «Es kommt dir aus!»

Wenn ich Zeit dafür gehabt hätte, hätte ich ihm gerne die Meinung gesagt. Schließlich tat ich ihm gerade einen Gefallen. Stand hier mit einer Schweinehälfte auf der Schulter in einem schlecht beleuchteten Altbau-Treppenhaus. Die halbe Leiche roch zwar eigentlich ganz angenehm, doch die Muskeln in meinem Nacken verkrampften, weil das Fleisch so kalt

war. Und seit ich das tote Tier oben aus dem Kleintransporter des Lieferanten gehievt hatte, gab der alte Mann kluge Rat schläge.

Dass ich das Schwein aus den Knien heben soll. Sonst hätte ich es auch bald im Kreuz.

Dass ich es ganz anders tragen muss. Sonst würde es herunterfallen.

Dass ich nicht gegen das Auto, nicht gegen das Treppengeländer und nicht gegen die Tür des Lieferanteneingangs stoßen darf. Weil das ja unhygienisch wäre.

Dass ich mir besser mehr als ein Küchentuch zwischen Schweinehälfte und Pulli hätte legen sollen, sagte er mir leider nicht. Und so suppte kalter Schweinesaft in meinen Kra gen und lief von dort langsam in Richtung Rücken.

Die Zeit, dem Mann die Meinung zu sagen, hatte ich aber leider nicht. Nur eine Sekunde nach seiner Warnung spürte ich, wie das Fleisch wirklich in Bewegung geriet. Ich versuchte noch, es ein wenig hochzulupfen. Das halbe Schwein hüpfte auch brav einen knappen Zentimeter in die Höhe, nur kam es nicht auf meiner Schulter zum Liegen. Die Schweinehälfte nahm den Schwung mit, den ich ihr gegeben hatte. Und rutschte vollends ab.

Irgendwie schaffte ich es noch, meinen Po an die Wand zu drücken und mit den Händen das Hinterbein zu erwischen. An ihm hielt ich das Schwein wie einen Mehlsack über der Schulter und drückte es gleichzeitig mit dem Becken gegen die Wand. Es drohte nun nicht mehr in die Staubflusen auf der Kellertreppe zu fallen, was sicher noch unhygienischer gewesen wäre als der Kontakt mit der abblätternden Ölfarbe der Wand. Ich konnte mich aber auch nicht mehr aus meiner

Lage befreien: Mit jeder Bewegung kamen das Schwein und ich dem Boden näher.

Der Mann beeilte sich keineswegs, mir zu helfen. Er hielt lieber Vorträge.

«Hab ich's dir nicht gesagt, Bürscherl? Es ist gerutscht!»

Das wusste ich jetzt auch.

«Schweine sind im Gegensatz zur verbreiteten Meinung sehr sensible Tiere. Man muss sie vorsichtig tragen. So wie eine Braut über die Schwelle.»

«Aber das Schwein ist doch tot, das ist gar nicht mehr sensibel. Wie wäre es mit etwas Hilfe?»

«Mei, Bürscherl. Das ist aber gar nicht gut für mein Kreuz», sagte der Mann, dann trat er von hinten an mich heran.

Er versuchte erst gar nicht, das Schwein wieder auf meine Schulter zu schieben, sondern presste seinen Arm ohne Vorwarnung zwischen meiner Hüfte und der Schweinehaut hindurch.

«Lass fallen, Bürscherl. Ich hab die Braut.»

Ich ließ das Schweinebein los.

Der Mann stand eine Stufe über mir auf der Treppe, trotzdem überragte ich ihn fast noch um einen Kopf. Er strahlte mich an. Das Tier lag nun wirklich in seinen Armen, als wäre es seine Braut. Besser gesagt: seine halbe Braut, mit einem ungesund weit nach hinten gekippten Kopf, einem halben Ringelschwänzchen und einem halben Hinterteil.

«Wenn du es ganz nach unten getragen hättest, hättest du ihm einen Namen geben dürfen», sagte er. «Aber jetzt gehört sie mir.»

Dann sagte er noch etwas.

Nicht zu mir, sondern zum Schwein.

«Papa Karl bringt dich jetzt ins Bett.»

Ich lachte auf. Obwohl ich es ganz reizvoll gefunden hätte, das Tier auf den Namen Julia zu taufen, war ich mir langsam sicher, dass dieser Mann nicht ganz bei Trost war.

Er stieg die letzten Stufen der Treppe hinab. Im Dunkel des Kellers schlug eine Tür.

«Lieber ein Schwein im Keller als ein Spatzerl auf dem Dach», sagte Papa Karl, als er ein paar Augenblicke später wieder vor mir stand. Spatzerl, so nannten sie hier in Bayern ihre Frauen, das hatte ich schon gelernt.

Dass sein nächster Satz mein Leben unaufhaltsam in eine andere Richtung lenken sollte, wusste ich damals noch nicht. Wenn mit den 50 Kilo der halben Braut nicht auch etwas in meinem Leben ins Rutschen gekommen wäre, hätte ich diesen Moment bestimmt bald vergessen. Wahrscheinlich noch bevor irgendeine Waschmaschine den Schweinesaft aus meinem Pulli gespült hätte.

Aber es kam anders:

«Das mit dem Schweineschleppen, das lernst du schon noch», sagte der Mann.

Eine Stunde zuvor war ich mal wieder ganz unten angekommen. Unten auf der Straße in Neuhausen, einem eigentlich ganz netten Viertel im Münchner Westen. Julia öffnete vier Stockwerke weiter oben das Fenster. Aber nicht, um mir zu winken.

«Geh doch zurück an deinen beschissenen Rhein!», schrie sie.

«Das mach ich auch. Du Isar-Idiotin!», brüllte ich zurück.

Zwischenzeitlich hatten Julia und ich auch normal mitein-

ander geredet. Doch unsere Beziehung endete genau so, wie sie angefangen hatte: Wir brüllten uns an. Nur, dass heute nicht laute Karnevalsmusik der Grund dafür war. Sondern ich.

Ich ging die Straße entlang, und die Sonne lachte mich aus. Der Gemüse-Türke stand vor seinem Laden und flötete sein «Grüß Sie», ich schluchzte ein «Hallo» zurück. Sieben Wochen lang war ich jeden Tag zu ihm gekommen, um Erdbeeren für Julia und Bier für mich zu kaufen. Ich lief ein paar Meter weiter und setzte mich auf den niedrigen Eisenzaun vor dem Grünstreifen, der den Kläffern des Viertels als Hundetoilette diente. Und heulte. Ich hatte es versaut. Julia war wütend, und das zu Recht.

Eine halbe Stunde später fühlte ich mich ganz ausgetrocknet. Weinen macht Durst und, zumindest bei mir, auch ein bisschen Hunger. Ich hob den Kopf und guckte in das Schaufenster gegenüber. Mir blickte ein fürchterlicher junger Mann entgegen: Weil ich schräg von unten auf die Scheibe guckte, war der obere Teil meines Gesichts zu einem grotesken Wasserkopf verzerrt. Als hätten sich die Tränen in einem Reservoir unter der Stirn gesammelt, anstatt mir die Wangen runterzufließen.

Ich schaute mir in die verquollenen Augen. Das konnte ich immerhin noch, auch wenn mein Abgang bei Julia nicht gerade ruhmreich war. Die Augen meines Spiegelbildes guckten zurück, mausgrau und etwas fragend. Mein Schnurrbart zuckte. Mein Schnurrbart? Moment, welcher Schnurrbart?

Ich sah genauer hin: Hinter mein Spiegelbild hatte sich ein anderes Gesicht gelegt. Es war leicht gerötet, hatte kleine Apfelbäckchen und wurde von einer Einstein-Frisur umrahmt. Über dem Mund tanzte jener Schnauzbart, den ich eben noch

für meinen gehalten hatte. Nun blickte ich durch die Scheibe direkt in die Augen des Mannes dahinter. Er sah aus wie ein Zirkusdirektor in einem Laborkittel. In einem früheren Leben mag er Tiger durch brennende Reifen gezwungen haben, jetzt jagte er Schweine durch seinen Fleischwolf. Es war Karl, der Metzger. Der einzige Mensch neben dem Gemüse-Türken, den ich in München kannte. Und neben Julia, natürlich. Aber die kannte mich ja nicht mehr.

Karl konnte anscheinend nicht nur Schweine hypnotisieren, sondern auch mich. Ich stand auf, ging die drei Schritte über den Bürgersteig zu seiner Ladentür und trat ein.

«Setz dich, Bürscherl!», sagte er.

Ich schwang mich auf einen der Barhocker an der Theke, die auf Imbisskunden warteten. Meistens blieb es beim Warten, denn während der sieben Wochen, in denen ich bei Karl einkaufte, hatte ich noch nie einen anderen Kunden gesehen. Die Imbisstheke lag im linken Eck des Ladens, schräg gegenüber vom Verkaufstresen, und wirkte ein bisschen trist. Außer einem großen Salzstreuer aus Blech, einem Glas mit Zahnstochern und einer Plastikschaale für die Kronkorken der Flaschen aus dem Kühlschrank daneben stand nichts darauf.

«Des Madel?», fragte Karl.

Ich nickte.

«Des Madel» hatte ich wenige Monate zuvor in meiner geliebten Heimatstadt Köln kennengelernt. Und das gleich zweimal.

«An das erste Mal erinnere ich mich aber nicht mehr so richtig, Karl. Es war Karneval.»

«Aber an das zweite Mal erinnerst du dich?»

«Ja. Da hatte ich ein Dirndl an. Ein rosarotes. Und sie ein Piratenkostüm mit Schnauzbart. Das war übrigens in einer Kneipe, in der es Weißwürste gibt. Wie bei dir.»

Wie jeder Mensch, der einem geduldigen Zuhörer die Geschichte seiner großen Liebe erzählen darf, klang ich richtig euphorisch. Doch Karl fing an, mich zu unterbrechen, wollte wissen, ob der Wirt seine Weißwürste selber macht, und wenn nicht, woher er sie bezieht. Warum das jetzt wichtig war, verstand ich nicht. Ich ignorierte seine Nachfragen und erzählte einfach weiter.

Karl schüttelte den Kopf, dann verschwand er durch den Vorhang aus Plastikperlen, der den Verkaufsraum vom Lager trennte. Meine Euphorie verschwand nur zwei Sekunden nach ihm, als mir bewusst wurde, dass mir von dieser großartigen Liebe nicht mehr geblieben war als von einer Karnevalsnacht. Nämlich ein Kater.

Um mich abzulenken, sah ich mich ein wenig in der Metzgerei um. Viel gab es hier nicht. Die Wände waren mit alten Fliesen weiß gekachelt, ungefähr einen halben Meter unter der Decke steckten Haken in der Wand, an denen man früher bestimmt tote Tiere aufgehängt hatte. Am rechten Ende der Verkaufstheke lehnte eine schwarze Tafel, die die verschiedenen Fleischteile bei Schwein und Rind erklärte, geziert von zwei Efeugewächsen aus Plastik, die schon eine dicke Staubschicht angesetzt hatten. Die Wurstschneidemaschine hinten auf der Arbeitsfläche musste auch schon recht lange hier herumstehen, sie hatte eine antike Aura. Daneben thronte eine Art Brutkasten, in dem ein großes Stück Leberkäse vor sich hin schwitzte. In der Auslage waren fünf Stapel Aufschnitt, darunter diese komische Gelbwurst, die ich bei einem meiner früheren Be-

suche essen musste. Als ich dem Metzger beim Bezahlen aus Versehen zwei Euro zu viel auf die Theke gelegt hatte, hatte er mir mit seiner zweizackigen Gabel eine Scheibe entgegengestreckt.

«Iss», rief er damals.

Ich lehnte höflich ab, doch der Metzger ließ nicht locker. Er fuchtelte mit der Gabel in meine Richtung. Um nicht von ihm aufgespießt zu werden, nahm ich die Wurst von den Zinken, auch wenn ich mich dabei wie ein kleiner Junge fühlte.

«Gut fürs Hirn», brüllte Karl, als ich die Wurstscheibe in den Mund schob.

«Weil da Hirn drin ist!»

Das sagte er leider erst, als ich die Wurst schon heruntergeschluckt hatte. Heute weiß ich: Karl macht das mit fast jedem, der in seinen Laden kommt – und die Zeiten, in denen Hirn in die Gelbwurst kam, sind schon lange vorbei.

Neben der Gelbwurst stand eine Schüssel mit Hack, dahinter lagen noch ein paar verlorene Wiener und Weißwürste.

Doch die ärmste Wurst hier – das war klar – war ich.

Karl kam mit einem Plastikteller zurück. Ein Stück Fleisch schwamm in brauner Soße, drum herum trieben ein paar zerkochte Nudeln.

«Sauerbraten macht lustig», sagte Karl.

Was für ein Komiker. Der hätte fast aus Köln kommen können.

«Und jetzt erzähl weiter.»

Was mich dazu brachte, diesem Weißwurst-Witzbold mein Herz auszuschütten, weiß ich nicht. Aber es fühlte sich gut an. Ich erzählte von Köln, vom Karneval, von meinem ständig kiffenden Mitbewohner Konstantin mit dem ewig schiefen Sei-

tenscheitel und auch vom Dom. Ich erzählte noch einmal vom Piratensäbel und dem rosa Dirndl, die dafür verantwortlich waren, dass wir zusammengefunden hatten. Und vor allem erzählte ich Karl, wie es dann weiterging mit Julia und dem Romeo-ritz.

Als ganz Köln sich am Aschermittwoch in Trauer und im Kater suhlte, trafen wir uns zum dritten Mal. Julia saß schon im Café, als ich hineinkam. Ohne Piratenkostüm war sie noch schöner. Die Haare fielen ihr über die Schulter, ihre Kleidung war leger, aber keinesfalls zufällig ausgesucht. Und obwohl sie so wie ich Mitte zwanzig sein musste, sah sie darin deutlich erwachsener aus. Diesmal hatte sie keinen Piratenbart aus Kaka, sondern einen vom Milchschaum ihres Cappuccinos. Den habe ich ihr eine Stunde später weggeküsst, als wir das Café verließen. Aber beim Küssen ist es erst einmal geblieben.

Als ich Karl das erzählte, blickte er verschämt auf die Theke. Zum ersten Mal sparte er sich weitere Pointen.

«Das mit dem Sex haben wir dann endlich nachgeholt, als ich sie zwei Monate später das erste Mal in München besucht habe. Sie wohnt gleich hier vorne, beim Gemüse-Türken, weißt du?» Ich war an diesem Wochenende nicht gerade scharf darauf gewesen, mir die Stadt anzusehen, also blieben wir einfach drei Tage in ihrer schnuckeligen 55-Quadratmeter-Altbauwohnung und sahen uns an. Julias Mitbewohnerin war vor einem halben Jahr ausgezogen, seitdem lebte sie dort allein, also störte uns niemand. Sie kochte, ich aß, wir waren glücklich.

Ich wollte gerade beginnen, Karl sämtliche Vorzüge von Julias Körper zu schildern, als er mich unterbrach. Der Metzger schien etwas verklemmt zu sein.

«Ja. Ja! Des brauch ich jetzt nicht so genau. Verstehst?»

Wieder zwei Monate später kochte ich, Julia aß, und wir waren noch glücklicher. Konstantin hatte ich kurz und bündig mitgeteilt, dass es mir angesichts unserer langen und innigen Freundschaft sehr leidtue, ich aber jetzt Hilfe beim Umzug benötigte. Mein Mitbewohner war etwas perplex, trug aber kurze Zeit später brav mit mir die Kisten zu meinem alten Peugeot. Acht Stunden später stand ich bei Julia vor der Tür. Sie wolle keine Fernbeziehung, hatte sie gesagt.

Dass Julia auch keine Nahbeziehung wollte, war nur sieben Wochen später klar, als sie mich rauswarf. Dabei hatte doch alles so gut begonnen: Ich schmiss den Haushalt und ging ansonsten spazieren. Sah mir die neue Stadt mit dem mickrigen Fluss und die Biergärten mit den riesigen Gläsern an.

Tagsüber ging Julia in die Werbeagentur, in der sie seit dem Ende ihres Studiums arbeitete, und wenn sie heimkam, hatte ich Essen gemacht. Dicke Bohnen mit Speck, Leberkäse Hawaii, Spaghetti bolognese, am nächsten Tag Chili – weil man da in die übrig gebliebene Spaghettisoße nur Bohnen, scharfe Schoten und Mais schmeißen musste. Und freitags gab es Wiener Schnitzel. Es war herrlich. Julia mochte das Essen deftig, auch wenn sie gar nicht danach aussah. So ähnlich verhielt es sich im Grunde mit der ganzen Julia: Obwohl sie so schön war und auf den ersten Blick recht damenhaft wirkte, konnte sie zum Beispiel fluchen wie ein Bierkutscher auf Entzug. Vor allem, wenn sie über die Püppchen lästerte, die mit ihr in der Agentur arbeiteten. Oder über Typen, die so aussahen wie der Besitzer ihrer Agentur und ihr mit fetten SUVs die Vorfahrt nahmen.

Am Wochenende lud mich Julia in die hervorragenden

Münchner Wirtshäuser ein, oder wir fahren zum Essen in das Reihenhaus ihrer eigentlich ganz netten Eltern, die in einem Vorort wohnten und beide Lehrer waren.

Als der Dicke-Bohnen-Schnitzel-Zyklus zum dritten Mal beim Wiener Schnitzel angekommen war, legte Julia nach der halben Portion ihr Besteck beiseite.

«Moritz, du musst dir einen Job suchen», sagte sie.

«Schmeckt dir das Schnitzel nicht?»

«Ich meine es ernst. Ich ertrage das nicht, wie du hier rumhängst.»

«Ich kann das Schnitzel auch aufessen, wenn du es nicht magst.»

«Es geht hier jetzt nicht ums Schnitzel!»

Julia hatte schon ein paarmal damit angefangen. Bisher ließ sie sich immer ganz gut ablenken, wenn die Sprache auf meine berufliche Situation kam. Diesmal schien das nicht so zu sein.

«Aber wieso – du bist doch gar nicht da, wenn ich rumhänge! Da bist du doch in der Agentur!»

«Trotzdem. Das hat einfach keine Zukunft», sagte sie.

«Muss in München denn immer alles eine Zukunft haben?», dachte ich. Und sagte es auch. Doch Julia hatte keine Lust, über so grundsätzliche Fragen nachzudenken. Sie war da praktischer veranlagt.

«Von was willst du denn leben?», fragte sie und fixierte das Schnitzel, das halb aufgegessen vor ihr auf dem Teller lag. Dann blickte sie auf und sah mich an: «Von meinem Geld etwa?»

«Ich hab mein eigenes», sagte ich. Und das stimmte auch. Den alten Peugeot hatte ich für 600 Euro losgeschlagen, und davon war immerhin noch die Hälfte übrig.

«Außerdem weiß ich ja noch gar nicht, was ich machen will. Vielleicht fange ich wieder an zu studieren. Dass ich in Köln abgebrochen habe, heißt ja nicht, dass das Thema für immer vom Tisch ist. Neue Stadt, neues Glück!»

«Dann überlege es dir schnell, Moritz. Und kümmer dich drum», sagte sie. «Und außerdem: Wenn ich noch einmal dicke Bohnen essen muss, muss ich kotzen!»

Ich hatte Julias strengen Ton wohl ganz gut nachgemacht, denn Karl lächelte. Er spitze die Lippen, kräuselte die Nase und imitierte eine zeternde Frau, ohne dass ihm ein Ton über die Lippen kam.

«Genau», sagte ich. Und musste zum ersten Mal selbst wieder lachen.

«Und wieso hat sie dich dann rausgeworfen? Wollte sie etwa auch keinen Leberkas Hawaii mehr?» Das Rezept hatte mir Karl nämlich bei einem meiner ersten Besuche verraten, als ich etwas unschlüssig vor seiner Theke stand.

«Nein ...» Ich stockte. Jetzt einen Leberkäse vorzuschieben half auch nichts.

«Nein, Karl. Ich habe sie angelogen. Einen ganzen Monat.» Und wie ich das hatte. Dabei ging es wie so oft: Man fängt mit einer kleinen Schwindelei an, nur um ein unliebsames Thema schnell vom Tisch zu kriegen, auf dem gerade ein leckeres Chili steht. Das klappt gut, doch weil die Schwindelei dann nun mal in der Welt ist, braucht es noch eine und noch eine, um die erste Lüge zu stützen.

«Wie bei den Karnickeln nach Fibonacci», sagte Karl.

«Was?»

«Das war ein Italiener. Leonardo Fibonacci. 1180 in Pisa

geboren. Einer der berühmtesten Mathematiker des Mittelalters. Der hat eine Formel gefunden, mit der sich die Vermehrung von Kaninchen berechnen lässt. Dabei hatte er drei Grundannahmen. Erstens: Jedes Kaninchen wird nach zwei Monaten gebärfähig – das wären auf Lügen übertragen ungefähr zwei Tage. Zweitens: Jedes Kaninchenpaar gebärt danach jeden Monat ein weiteres Paar. Bei dir wären wir also bei einem Tag. Und drittens hat er angenommen: Alle Kaninchen leben ewig. Das ist bei Kaninchen natürlich Quatsch. Und bei Lügen auch, denn irgendwann wirst du sicher erwischt. Aus den drei Annahmen ergibt sich dann das hier.» Karl reichte mir einen Zettel über die Theke, auf den eine Formel gekritzelt war:

$$x_n = x_{n-1} + x_{n-2}$$

Ich war verwirrt. Dass dieser Metzger manchmal Ausflüge in allerlei seltsame Themengebiete unternahm, hatte ich schon gemerkt, als ich bei ihm Hack oder Speck kaufte. Wie er jetzt auf dieses italienische Kaninchenspiel kam, war mir aber ein Rätsel. Wahrscheinlich war es für ihn leichter, in schlachtbaren Kategorien zu denken, so als Metzger.

«Und was hast du nun gelogen?», fragte er.

«Als sie das nächste Mal damit anfang, dass ich mir dringend was suchen sollte, habe ich etwas geflunkert. Dass ich bei der Uni gewesen wäre und mich für das kommende Semester eingeschrieben hätte. Und dass die meine fünf Semester Geschichte aus Köln anerkennen würden, wenn ich jetzt einen Vorbereitungskurs besuche und am Ende der Sommerferien die Zwischenprüfung ablege.»

«Und wie viel war davon wahr?» Karl guckte streng.

«Na ja, an der Uni war ich schon. Aber nur in der Mensa.»

Was hätte ich denn machen sollen? Julia freute sich aufrichtig für mich, küsste mich und zog mich zur Belohnung noch am Küchentisch aus (auf dem nun eine kalte Platte stand, ich hatte ja vorerst Kochverbot).

Am nächsten Abend gab sie mir stolz ein Kuvert. 542 Euro waren darin. Die Studiengebühren.

«Ich leihe sie dir», sagte Julia. «Und einen Job, um es mir zurückzuzahlen, suchst du dir erst, wenn das Semester angefangen hat. Jetzt konzentrierst du dich voll auf die Zwischenprüfung.»

Ich wurde rot. Nicht schon wieder die Studiengebühren von jemandem leihen. Und nicht schon wieder für ein Studium, das es gar nicht gibt. Denn genau das hatte ich ja gerade in Köln hinter mir gelassen: Die Uni und ich hatten uns dort ein wenig auseinandergelebt und ich stattdessen in den Tag hinein. Als ich nach einem halben Jahr doch noch einen Anlauf für die Zwischenprüfung nehmen wollte, hatte Konstantin mir das Geld für die Studiengebühren geliehen, zwei Semester lang. Und weil ich mit der Rückzahlung in Verzug war, hatte er nun selbst keines mehr.

Ich steckte den Briefumschlag ein und nahm mir fest vor, Julias Geld nicht anzutasten. Auf keinen Fall. Zumindest bis Herbst, wenn man sich wirklich bei der Uni einschreiben konnte. Oder bis ich einen Job gefunden hatte, der mir Spaß machte, und ich es nicht mehr brauchen würde.

«Die ersten zwei Wochen habe ich das auch durchgehalten. Genau wie ich es durchgehalten habe, jeden Morgen in die Uni-Bibliothek zu radeln und dort den Tag zu verbummeln»,

erzählte ich. Zwei Wochen lang hatte ich dort jedes Magazin und jede Provinz-Tageszeitung gelesen, bis es endlich Abend wurde.

«Und dann hast du das Geld doch ausgegeben.» Karl schüttelte seinen Kopf.

Ja, das hatte ich. Das Geld von meinem Peugeot war irgendwann weg. Am nächsten Tag habe ich mir 50 Euro von dem Geld genommen. Besser gesagt: geliehen. Mit dem festen Vorsatz, es bald wieder zurückzutun. Nach vier Wochen war der Umschlag leer, mein Konto für schlechtes Gewissen hingegen voll.

«Wie lange ging es dann noch gut, nach der Lüge?», wollte Karl wissen.

«Vier Wochen genau. 28 Tage. Dann bekam Julia von der dämlichen Sekretärin in ihrer Agentur gesteckt, dass jemand, der so aussieht wie ihr neuer Freund aus Köln, jeden Tag bei den Nudisten im Englischen Garten liegt.»

Natürlich war das nicht jemand, der so aussah wie ich. Das war ich. Das Wetter war so schön, dass es in der Bibliothek nicht mehr auszuhalten war. Und als ich im Englischen Garten entdeckt habe, dass die Münchner ihren katholischen Glauben ausleben, indem sie herumhüpfen wie Adam und Eva, kam mir das sehr gelegen. Wenn ich jeden Tag mit Badehose und Handtuch die Wohnung verlassen hätte, wäre das Julia sicher irgendwann aufgefallen. Nackig baden hingegen hinterlässt keine Spuren, außer dass man aufpassen muss, dass der Teint am Hintern nicht zu dunkel wird. Das wirkt irgendwann auch verräterisch.

Karl schnaufte wieder verächtlich und malte mit seinem Stift auf dem Block herum, strich durch, schnaufte noch einmal. Tippte etwas in die altertümliche Kasse auf seinem Tresen, drehte an ihrer Kurbel, bis die Kasse «bing» machte und das Ergebnis ausspuckte. «317 811», sagte er dann. «Wenn sich deine Lügen nach Fibonacci potenziert haben, hättest du nach 28 Tagen bei 317 811 Schwindeleien ankommen müssen. Nur, um die erste unter'm Teppich zu halten.»

Ganz so viele waren es nicht. Aber gewiss einige. Am Ende ging es schnell: Julia kam heim und warf mir sofort alles an den Kopf, was ihre tratschwütige Sekretärin ausgeplaudert hatte. Ich schwindelte halbherzig weiter, doch als Julia schließlich als Beweis eine Quittung vom Studentensekretariat oder zumindest meine Kursunterlagen sehen wollte, war es aus. Sie warf mir nun nicht mehr nur ihr schlimmstes Vokabular an den Kopf, sondern auch alles, was in der unmittelbaren Reichweite ihrer schönen Ärmchen war. Sie zielte schlecht, doch mit der Schneekugel mit dem Kölner Dom drinnen, die ich ihr als Gastgeschenk mitgebracht hatte, traf sie.

Ich schrie vor Schmerz.

Und dann vor Wut.

«Du dämliche Barbie!»

Julia antwortete mit einem einzigen Wort.

Und das meinte sie auch so.

«Raus!»

Karl schwieg. Er schien von meinem dramatischen Erzählta-
lent beeindruckt zu sein – oder von Julias Konsequenz. Ich
merkte, dass ich die ganze Zeit mit meiner Plastikgabel in der
Luft herumgefuchelt hatte, und konzentrierte mich wieder

auf deren eigentliche Aufgabe. Der Sauerbraten und die Nudeln waren inzwischen kalt geworden, ich schlang hastig runter, was noch auf dem Teller war.

Karl kratzte sich an der linken Seite seines Einstein-Haarturms, er schien über etwas nachzudenken. Als ich aufstand, um mir aus dem Kühlschrank neben der Imbissstheke ein Bier zu nehmen, fragte er:

«Dann war's das jetzt mit München, oder?»

Darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht.

Und ich kam auch erst mal nicht dazu. Draußen hupte ein kleiner Lieferwagen, dann rollte er langsam in die Einfahrt neben der Metzgerei.

«Könntest du mir kurz was tragen helfen?», fragte Karl.